

BENJAMIN STEFFEN

Was geschah an diesem 29. Mai 1953 wirklich?

Vor 70 Jahren ist erstmals der höchste Berg der Welt bestiegen worden, der Mount Everest, 8848 Meter über Meer. «Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, ein riesiger Sprung für die Menschheit», sollte 16 Jahre später Neil Armstrong sagen, als er als erster Mensch den Mond betrat. Armstrong war verbunden mit der Welt, als er fernab der Erde dieses Schrittmachen ging. Die Everest-Bezwinger Edmund Hillary und Tenzing Norgay standen auf einem Stückchen Erde und waren für sich allein.

Was geschah an diesem 29. Mai 1953 wirklich?

Im ersten Interview nach der Erstbesteigung sagte Hillary, sie hätten sich rund zwanzig Minuten auf dem Gipfel aufgehalten. «Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, umarmte mich Norgay, und eine Weile sprach keiner ein Wort.» So stand es 1953 in der NZZ.

Wer zuerst oben war? Ein Gipfelbild gibt's nur von Norgay, weil er im Gegensatz zu Hillary nicht gewusst habe, wie die Kamera zu bedienen sei. Norgay sagte später, Hillary habe zuerst einen Fuss auf den Gipfel gesetzt. Beide aber betonten, es sei eine Teamleistung gewesen, unter der Expeditionsleitung von John Hunt.

Und nicht zu vergessen: der frühere Versuch einer Schweizer Gruppe, die 1952 gescheitert war, auch schon mit Norgay im Team. Wie hiess es in der NZZ auch: Es sei nicht das Werk «der letzten Expedition allein, sondern aller bisherigen Bemühungen, von denen jede etwas mehr zur Kenntnis des Berges beigetragen hat. Auch als Schweizer dürfen wir uns des glänzenden Erfolges der englischen Expedition von Herzen freuen.»

Zwei schafften es für alle, zwei, nur zwei.

Und heute wollen es so viele für sich. Für die Everest-Saison im Mai 2023 erhielten von Nepals Behörden 478 Menschen die Besteigungsbewilligung, Rekord.

Moralisierte Superlative

Nach 1953 dauerte es drei Jahre, bis es wieder einige Menschen auf den Gipfel schafften, Schweizer, endlich, mit denen sich bestimmt Kletterer aus aller Welt von Herzen freuten.

Auch danach: weitere Besteigungen, aber nicht jedes Jahr. 1978 erreichte der Schweizer Robert Allenbach den Gipfel, als 75., 76., 77. oder 78. Mensch, die Zählungen unterscheiden sich. Jedenfalls gelang es rund 80 Personen innert 25 Jahren. Dennoch schrieb die «Schweizer Illustrierte» bereits 1979 vom «Everest-Boom».

Und heute – ein Mega- oder Giga-Boom: 478 Bewilligungen für wenige Tage. Bilder vom Stau am Everest, von Zeltstädten und Abfallbergen im Basislager, Schlagzeilen à la: «Die höchste Müllhalde der Welt».

Bei den Superlativen schwingt oft etwas Moralisches mit, als entweihen ihn alle, die auf diesen Berg steigen, ein bisschen mehr. Reinhold Messner, dem 1978 mit Peter Habeler die erste Everest-Besteigung ohne Sauerstoff gelungen war, sagte letzthin in der «Sonntags-Zeitung»: «Es handelt sich am Everest um Tourismus – nicht mehr um Alpinismus.»

Doch ist Tourismus nicht oft die Folge von Alpinismus? Gibt es eine politische korrekte Everest-Besteigung?

Der Mount Everest, sagt Billi Bierling, habe viel «negative Presse». Fast niemand schreibe, dass er zu den schönsten Bergen der Welt gehöre – und doch wollten so viele hoch. Bierling leitet in Kathmandu die «Himalayan Database», die Statistik führt über die Besteigungen der bedeutendsten Gipfel im nepalesischen Himalaja. Sie schickt ein PDF-Dokument mit allen Anläufen auf den Everest. Es umfasst 220 Seiten.

Worauf Bierling im Gespräch hinweist: Von 1953 bis 1996 gab es 674 Besteigungen – und allein 2022 innert knapp eines Monats 671. Das Jahr 1996 nennt Bierling bewusst, als Einschnitt sozusagen. Damals ereignete sich das schwere Unglück, über das Jon Krakauer später ein legendäres Buch schrieb, «In eisige Höhen». Acht Men-



Expeditionsteilnehmer im März 1953 vor dem Eisfall, als noch niemand wusste, wann der Mount Everest erstmals bestiegen würde.

ALFRED GREGORY / ROYAL GEOGRAPHICAL SOCIETY / GETTY

Als der Everest seinen Nimbus verlor

Vor 70 Jahren ist erstmals der höchste Berg der Welt bestiegen worden. Keine Beschreibung über die Einmaligkeit des Mount Everest kommt aus, ohne zu betonen, wie gewöhnlich er geworden ist. Ja, der Everest ist zugänglicher geworden – aber was nicht?

schen kamen ums Leben, unter ihnen auch Leiter der frühen kommerziellen Expeditionen, die Leute gegen Entgelt auf den Gipfel führten.

Diese Unternehmen gerieten in die Kritik, erlangten durch die Kritik noch grössere Bekanntheit – und fanden noch mehr Kundschaft. Und so stieg diese Zahl weiter: die Zahl von Everest-Besucherinnen und -Besuchern, die nicht herausragend klettern, aber viel zahlen. Auch für Bergsteiger, die den Everest von der Normalroute aus ohne Hilfe in Angriff nehmen, kostet eine Bewilligung für die Frühlingssaison 11 000 Dollar (für den Herbst die Hälfte). Darüber hinaus lassen sich Pakete buchen, die grösstenteils zwischen 65 000 und 150 000 Dollar kosten.

Base-Camp oder Smartphone?

Und je mehr Berichte von und über Menschen erscheinen, die am Everest waren, ohne Spitzenkletterer zu sein – desto mehr Menschen denken, dass sie ebenfalls in der Lage sind dazu. Also gehen sie, schreiben und reden darüber, inspirieren andere, die auch wieder denken, dass sie doch dazu in der Lage sind. Ein Teufelskreis. Ein Kreis zumindest. Bis zum Stau am Everest.

oben?» Binsacks Antwort: «Ich finde es immer noch besser, als wenn man einer Sechsjährigen ein Smartphone in die Finger drückt.»

Der Fotograf und Bergführer Robert Bösch schrieb am Dienstag in einem Klettermagazin, mit der Etablierung des Bergtourismus an den meisten Achteausendern habe «sich das geforderte alpinistische Können gegen null reduziert. Was früher an diesen Bergen gefordert war, ist heute dank technischer Infrastruktur am Berg weitgehend überflüssig geworden.»

Es gibt diese Überlegungen und jene. Base-Camp versus Handy, Tourismus versus Bergtourismus versus Alpinismus. Was ist richtig, falsch – und warum? Wem gehört der Everest, den Einheimischen, den weltbesten Kletterern oder irgendwie: allen?

Kritische Sicht, westliche Sicht

Nein, es gibt keine politisch korrekte Everest-Besteigung. Ganz vielen ist sie schon gelungen, Bierling kennt Videos, wie sich Menschen an den Fixseilen hochziehen, ohne Technik, aber sie schafften es, nach oben zu kommen, mitunter etwas angeschoben. Bierling war 2009 selber auf dem Gipfel; manchmal hat sie das Gefühl, sie müsse sich fast dafür entschuldigen. Aber: «Wie oft kam es schon vor, dass ich irgendwo einen Vortrag hielt, und der Moderator sagte: «Die war auf dem Everest.»»

Einen Funken Bewunderung gibt's eben doch, und eine gewisse Leidenschaft brauche es schon auch, sagt Bierling, mentale Stärke. Alle haben andere Grenzen. Und sie wollen sie erfahren, erkunden, verschieben. Schmerzgrenzen, in jeder Hinsicht, finanziell, moralisch.

Der Everest ist zugänglicher geworden, das ist die Doppelmoral dieser Geschichte. Denn was ist nicht erreichbar und erreichbar geworden in den vergangenen Jahrzehnten. Das Auto, das Mobiltelefon, mehr Medikamente. Der Rasenmäher-Roboter und die elektrische Zahnbürste. Skifahren in Hallen, Kaffee in Kapseln. Es gab Menschen auf dem Mond, es gibt künstliche Gelenke und künstliche Intelligenz. Und nahezu jeder Berg ist zugänglicher geworden, dort und hier, auch das Matterhorn und der Mont Blanc. Und es fragt sich, warum es mit dem Mount Everest anders sein sollte, bloss weil er am höchsten ist.

Bierling kennt den Westen und Nepal, sie weiss ungefähr, was die Nepalesen mit dem Everest verdienen. Die kritische Sicht auf den Everest-Boom, diesen Mega- oder Giga-Boom: Sie ist auch eine westliche Sicht. Die Nepalesen sollen nicht den Everest überladen, lieber die Natur verschonen vor der höchsten Müllhalde der Welt – aber wenn sie in Katar arbeiten, als Taxifahrer, auf dem Bau, in der Küche, entbrennen ebenso gesellschaftspolitische Debatten, siehe Fussball-WM 2022. Als sollte alles so sein wie immer. Nur bei uns nicht. In hiesigen Berghütten gibt's bequeme Betten, bewährtes Raclette.

Muss man oben gewesen sein?

Vor 44 Jahren fragte die «Schweizer Illustrierte»: Ist der Everest «ein Gipfel, den man gemacht haben muss, um unter seinesgleichen mitreden zu können?»

Was sagt Billi Bierling heute: Muss man oben gewesen sein? Ja? Nein?

Sie sagt: «Wenn ich zu einem Achteausender gehe und nicht hochkomme, ist es nicht so schlimm. Und wenn ich hochkomme, ist es ein Geschenk. Es gibt so viele Variablen, die Gesundheit, das Wetter, den Wind.» Bierling erzählt, 2022 sei sie mit Kollegen am Dhaulagiri gewesen, am Tag der Gipfelbesteigung aber im letzten Lager geblieben. «Als ich wieder in Kathmandu war, fragten mich viele mitleidig: «Bist du arg traurig?» Aber nein. Ich glaube nicht, dass ich mich unkomplett fühlte, weil ich nicht ganz oben war. Ich war genauso fix und fertig, aber auch genauso selig wie jene, die oben waren.»

Bierling weiss vieles über den Himalaja, aber ob man als Bergsteigerin auf dem Everest gewesen sein muss, ja, nein? Das weiss sie nicht.

Was sagt der Schweizer Spitzenalpinist Nicolas Hojac: Muss man oben gewesen sein? Ja? Nein?

«Nein», sagt Hojac. 2015 durchstieg er mit Ueli Steck in Rekordzeit die Eigernordwand, zwei Jahre später starb Steck bei einer Expedition in Nepal. Hojac stört sich nicht grundsätzlich daran, dass der Everest zugänglicher geworden ist. Er weiss um die Diskrepanz zwischen weniger Charme, wenn die Khumbu-Region von Touristen/Alpinisten überflutet wird, und mehr Einkommen für die Nepalesen, die am Everest Geld verdienen.



Tenzing Norgay auf dem Gipfel des Mount Everest. EDMUND HILLARY / ROYAL GEOGRAPHICAL SOCIETY / GETTY

Manchmal urteilt die Natur sogar am Everest noch selber. Auch in der diesjährigen Gipfel-Welle ab dem 13. Mai haben schon elf Menschen ihr Leben verloren.

Hojac findet aber, dass die Bedingungen mehr thematisiert werden müssten. Es sind verschwindend wenige Everest-Bezwinger, die es ohne zusätzliche Zufuhr von Sauerstoff auf den Gipfel schafften. Bis 2022 verzeichnet die «Himalayan Database» 11 445 Besteigungen von 6338 verschiedenen Menschen; in der Statistik dominieren professionelle Abenteurer, Unternehmer, Ärzte, Anwälte und Manager. Aufgeführt sind aber auch: 74 Rentner, 15 Hausfrauen, 2 Yogalehrer, 1 Coiffeuse, 1 Buschpilot, 1 Klarinetist, 1 Fischer.

Doch bloss 221 Personen gingen ohne Sauerstoff, unter ihnen vier Schweizer (Erhard Loretan, Ueli Steck, Josef Hurschler, Jean Troillet). Hojac sagt: «Ob du mit oder ohne Sauerstoff rauf gehst: Das sind zwei verschiedene Welten.» Und es sei ein Unterschied, ob es ein Bergsteiger im Alleingang versuche, alles Gepäck selber schlepe, das Zelt aufbaue – oder ein Kunde x-tausend Franken zahle für einen Service all inclusive, Materialtransport, Errichtung des Nachtlagers, Kochen.

Der Everest hat für Hojac keinen Reiz, demnächst wird er erstmals nach Nepal reisen, aber mit einem Interesse an Gipfeln mit 6000, 7000 Metern, die technisch schwieriger sind als der Everest und bei entsprechender Akklimatisation sportliche Höchstleistungen ohne Sauerstoff zulassen.

Hojac wird die Reise mit David Göttler antreten, einem deutschen Bergsteiger, der 2022 ohne Sauerstoff den Everest bestieg. Göttler brauchte dafür mehrere Anläufe; 2019 war er kurz vor dem Gipfel abgestiegen, weil er im Everest-Stau stand. Aus dieser Zeit stammt auch die sagenhafte Fotografie, wie Menschen unterhalb des Gipfels Schlange stehen.

Für einen Profibergsteiger ergebe eine Everest-Besteigung mit Sauerstoff nahezu keinen Sinn, sagt Hojac – und er behauptet nicht, dass er mit Sauerstoff einfach hoch laufen würde. «Aber wer wie ich vom Bergsteigen leben will, braucht eine Legitimation. Und wie könnte ich rechtfertigen, dass ich wie jeder andere auf den Gipfel ging, mit Sauerstoff nämlich?»

Die Himalaja-Chronistin Bierling bezeichnet sich als «nicht autonome Bergsteigerin». Sie war mithilfe von Sherpas und Flaschensauerstoff auf dem Everest und sagt: «Ich war trotzdem kaputt, ich hätte hinterher nicht mehr auf den Gurten gehen können,

ich war so müde.» Der Berner Hausberg Gurten ist 858 Meter hoch.

Der Höhen-Mediziner Urs Hefti kennt sowohl Billi Bierling als auch Nicolas Hojac, er hat selber schon Achttausender bestiegen, er sagt: «Natürlich, Nicolas ist ein hochintelligenter und exzellenter Bergsteiger – für ihn wäre der Everest ein bisschen langweilig.» Aber: «Für die breite Masse ist es unabdingbar, dass sie mit Sauerstoff auf den Everest steigt. Gälte die Prämisse, dass der Everest nur ohne Sauerstoff bezwungen werden darf, bräche das Geschäft komplett zusammen.»

Das Risiko in der Schlange

Es ist immer noch eine verrückte Idee, auf den Everest zu steigen, einfach anders verrückt. Aber die Idee ist zum Geschäft geworden; und mit dem Geschäft ging womöglich der Respekt vor dem Berg verloren: dieses Bewusstsein, wie gefährlich es doch ist.

Als die «Süddeutsche Zeitung» den Spitzenkletterer Göttler 2019 fragte, warum er 100 Meter vor dem Gipfel umgedreht habe, sagte er: «Mir sind zu viele Leute entgegengekommen. Es wäre ein Risiko gewesen, weiterzu-

gehen. Hätte ich auf halber Strecke gemerkt, dass ich nicht mehr kann, wäre ich in der Schlange stecken geblieben. Andere mit Sauerstoff sind das Risiko eingegangen, waren dann aber zu lange unterwegs und sind gestorben.»

Manchmal urteilt die Natur sogar am Everest noch selber. Auch in der diesjährigen Gipfel-Welle ab dem 13. Mai haben schon elf Menschen ihr Leben verloren. Die Leute zahlen, oft weit über 10 000 Dollar und manchmal mit dem Leben.

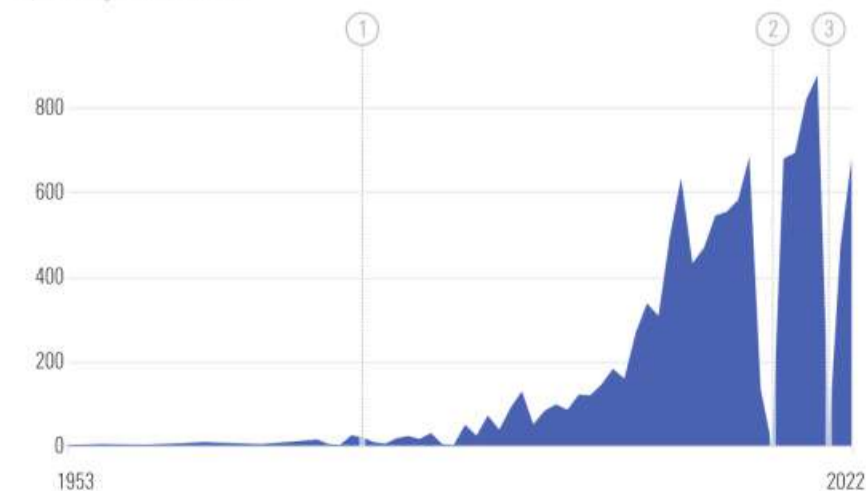
Was geschah an diesem 29. Mai 1953 wirklich?

Es war der Anfang von alledem, was heute ist, der Anfang des Booms und der Debatten; es war der Tag, an dem der Everest seinen Nimbus verlor. Kleine Schritte für Norgay und Hillary, grosse Schritte für die Menschheit. Wie hiess es in der NZZ: die Erstbesteigung sei auch das Werk «aller bisherigen Bemühungen, von denen jede etwas mehr zur Kenntnis des Berges beigetragen hat».

Aber zur Entmystifizierung trug nichts so viel bei wie die Expedition vom Mai 1953: weil sie nicht weitere Kenntnis des Berges brachte, sondern die Erkenntnis, dass es möglich ist.

Die Besteigungszahlen explodieren ab der Jahrtausendwende

Gipfelerfolge 1953 bis 2022



① Erste Winterbesteigung (1979)

② Keine Besteigung wegen Erdbebens in Nepal und eines Lawinenabgangs bis ins Basecamp (2015)

③ Beginn der Corona-Pandemie (2020)

QUELLE: HIMALAYAN DATABASE

NZZ / wip

Vom Deutschen-Trauma eingeholt

Eishockey-Nationalteam verliert den WM-Viertelfinal 1:3

DANIEL GERMANN

Die Ambitionen waren hoch, die Hoffnungen noch höher. Doch zum zweiten Mal in Folge scheitern die Schweizer an der Eishockey-WM nach einer (fast) perfekten Vorrunde im Viertelfinal. Nach dem 0:3 vor einem Jahr gegen die USA unterlagen die Schweizer diesmal Deutschland 1:3. Zwei Tore innerhalb von 36 Sekunden kurz vor Ende des Mitteldrittels knickten alle Schweizer Hoffnungen, im sechsten WM-Viertelfinal unter dem Nationalcoach Patrick Fischer zum zweiten Mal die Halbfinals zu erreichen. Und sich damit die Chance zu eröffnen, am Wochenende in Tampere um Medaillen zu spielen.

Am Ende dominierten der Frust und die Ratlosigkeit. Verkörpert wurden sie vom Verteidiger Christian Marti, der vor der Kamera des Schweizer Fernsehens nach Worten rang und als Antwort auf die Frage, warum es wieder nicht geklappt habe, nur die Aussage «keine Ahnung» fand.

Die «Süddeutsche Zeitung» hatte in ihrer Vorschau auf den Viertelfinal von «leicht entflammaren Schweizer Medien» gesprochen. Was das Blatt damit meinte: Die Euphorie hatte während der Vorrundenspiele wieder einmal etwas gar wilde Kapriolen geschlagen. Von «der besten Schweizer Mannschaft der Geschichte» wurde gesprochen und geschrieben und damit grosszügig darüber hinweggesehen, dass etablierte NHL-Spieler wie Nashvilles Captain Roman Josi oder der angeschlagene Timo Meier von den New Jersey Devils nicht dabei waren. Denis Malgin fehlte am Donnerstag gegen die Deutschen krankheitsbedingt, was vor allem im Überzahlspiel augenfällig war.

Und jenen fünf NHL-Spielern, die von dieser «besten Schweizer Mannschaft der Geschichte» noch übrig blieben und auf dem Eis standen, gelang es nie, das Spiel an sich zu reissen. Stellvertretend für sie stand wahrscheinlich Janis Moser, der talentierte Verteidiger der Phoenix Coyotes, der kurz vor Schluss in bester Position die Scheibe nicht unter Kontrolle brachte. Hätte er dort zum 2:3 getroffen, wer weiss, was noch möglich gewesen wäre.

Fakt ist: Die Schweiz war im entscheidenden Moment nicht bereit, wieder einmal. Sie spielte ihr schlechtestes WM-Spiel just im wichtigsten Moment. Das Powerplay funktionierte nicht. Statt in Überzahl zu treffen, kassierte sie einen Shorthander zum 1:3. Es war der zweite Treffer innert weniger Augenblicke nach knapp zwei Dritteln Spielzeit und nachträglich die Entscheidung im Match.

Wer trägt die Verantwortung dafür? Natürlich der Nationalcoach Patrick Fischer, der sich seit Jahren nicht scheut, vom Weltmeistertitel zu sprechen, und im Herbst der NZZ gesagt hatte, irgendwann müsse man den Durchbruch schaffen, sonst müsse es ein anderer Coach versuchen. Sein Vorgesetzter, der Nationalmannschafts-Generalmanager Lars Weibel, hatte vor dem Turnier gesagt, nur mit einer Halbfinal-Qualifikation dürfe die WM als gelungen bezeichnet werden.

Stattdessen bleibt es unter Fischer bei einer Medaille in neun Anläufen an Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen. Nur einmal, 2018 in Kopenhagen auf dem Weg zur Silbermedaille, hatte sein Team gegen Finnland einen Viertelfinal gewonnen.

Ist Fischer der richtige Coach?

Fischer ist seit 2015 Nationalcoach. Sein grösstes Verdienst ist es, zu den Spielern eine Vertrauensbasis geschaffen zu haben, die das Nationalteam für sie wieder attraktiv gemacht hat. Unter seinem Vorgänger Glen Hanlon hatten sich die Absagen gemehrt. Und nun, nach der dritten Niederlage in einem K.-o.-Spiel unter Fischer gegen Deutschland? Ist Patrick Fischer noch der richtige Coach? Es ist billig, im Moment der Enttäuschung auf den Coach zu schiessen. Es entspricht dem branchenüblichen Reflex. Doch der führt meistens nicht zum Ziel.

Die Schweiz hat eine aufregende Spielergeneration. Doch vielleicht ist sie doch noch nicht so gut, wie das manche Beobachter sehen möchten. Zu viele Spieler erreichten im entscheidenden Moment nicht ihr normales Niveau. Nino Niederreiter sagte im TV-Interview, der Mannschaft sei es nicht gelungen, über 60 Minuten gut zu spielen. Das ist wahrlich ein niederschmetterndes Fazit in einem WM-Viertelfinal.

Patrick Fischer trägt seinen Teil der Verantwortung daran. Sein Entscheid, Robert Mayer anstelle von Leonardo Genoni ins Tor zu stellen, wurde schon nach sieben Minuten als falsch entlarvt, als der Genfer Meistergoalie einen harmlosen Schuss zum 0:1 passieren liess. Das war nicht matchentscheidend, trug aber sicher auch nicht dazu bei, die angespannten Nerven der Spieler zu entlasten.

Die Auftritte der Nationalmannschaft blieben während der ganzen Saison über fahrig und wenig überzeugend. Kontur gewann das Team erst dann, als die ersten NHL-Spieler sich ihm anschlossen. Sie spielen auf einem ganz

Fakt ist: Die Schweiz war im entscheidenden Moment nicht bereit, wieder einmal.

anderen Niveau als jene, welche die Saison in der nationalen Liga verbringen. Dass der bald 40-jährige Andres Ambühl einer der besten Spieler aus der National League war, spricht für den unverwundlichen Bündner, aber nicht unbedingt für einen Teil seiner nur halb so alten Teamkollegen.

Keinen Schritt weitergekommen

Es ist eine Eigenart des Schweizer Eishockeys, die nationale Meisterschaft bis an die Schmerzgrenze zu überhöhen. Tatsache ist, dass ein beträchtlicher Teil jener Spieler, die sich in Nordamerika durchgesetzt haben, die Schweiz früh verlassen und ihre Karrieren schon im Junioren-Alter in Übersee oder Skandinavien vorangetrieben hatten.

Diese Tatsache aber passt schlecht ins Vermarktungskonzept der National League, die von sich selber gerne als von der besten Liga ausserhalb der NHL spricht. Das war sie noch nie, und sie ist es auch im vergangenen Winter nicht gewesen. Wenn das Niveau in ihr merklich gestiegen ist, lag das an der Erhöhung der Ausländerzahl und den teilweise hochkarätigen Spielern, die wegen des Banns der KHL in der Schweiz einen neuen Arbeitgeber suchten.

Das Eishockey-Nationalteam hat in den ersten Tagen dieser WM viel Spass gemacht. Doch unter dem Strich ist die Schweiz keinen Schritt weitergekommen. Die oft belächelten Deutschen stehen am Samstag im Halbfinal und spielen gegen die USA um den Finaleinzug. Die Schweizer werden dann schon in der Schweiz zurück sein und ein weiteres Viertelfinal-Trauma verarbeiten müssen. Es ist zu hoffen, dass der Verband bei der Analyse auch sich selber und die eigene Arbeit einer genauen Analyse unterzieht. Es ist der falsche Zeitpunkt, um sich in Selbstgefälligkeit zu suhlen.

Eishockey-WM

Die Viertelfinals vom Donnerstag	
Schweiz - Deutschland	1:3 (0:1, 1:2, 0:0)
Schweden - Lettland	1:3 (0:1, 1:0, 0:2)
USA - Tschechien	3:0 (1:0, 1:0, 1:0)
Kanada - Finnland	4:1 (1:0, 1:0, 2:1)

Die Halbfinals vom Samstag	
In Tampere	
13:20 Uhr: USA - Deutschland	
17:20 Uhr: Kanada - Lettland	